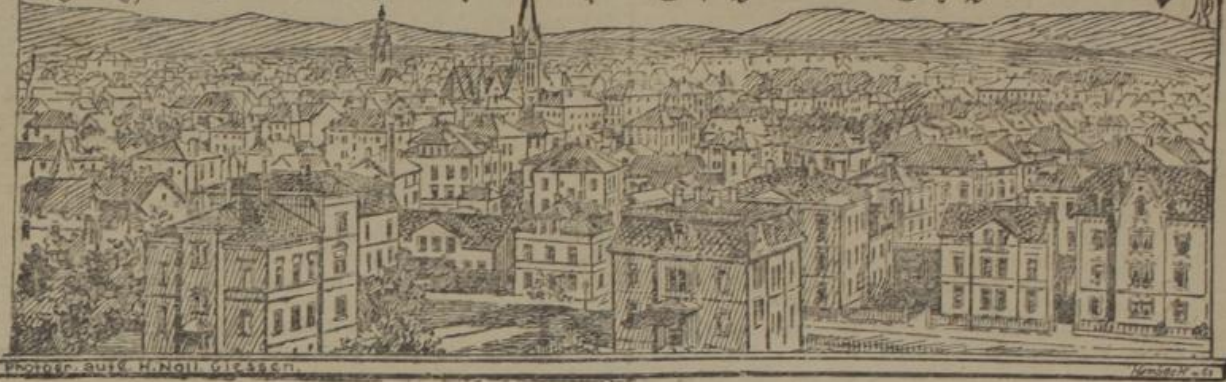


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ladenburg berichtete dem Freiherrn an demselben Abend Wort für Wort, was er mit Lotte Wölflin gesprochen. Der Freiherr war zuletzt aufgefahren. Obwohl man sich bei dem Schein der rot verhängten elektrischen Flamme täuschen konnte, hatte Ladenburg doch mit Bestimmtheit gesehen, wie das Gesicht Rothkirchs aichsahl wurde und seine Pupillen sich unheimlich vergrößert hatten. War durch Lottes Ablehnung das Ehrgefühl des Edelmannes, der nur zu befehlen gewohnt war, verletzt worden?

„Sie werden das dem Kind nicht übelnehmen, Herr Baron. Die Wölflins sind beide im Grunde zarte Gemüts-pflänzchen. Das weiß nur, wer sie genauer kennt. Und sind immer gefällig, dienstbereit, selbstlos, Lotte, wie ihr Bruder — ich könnte nichts anderes sagen. Aber die Dinge liegen nun mal so, oder sagen wir besser: die Stimmungen. Wir wollen etwas warten, Herr Baron.“

„O nein, ich nehme es dem Fräulein Wölflin nicht im geringsten übel, wie käme ich auch dazu? Ich danke Ihnen vielmals, Herr Professor, daß Sie noch einmal den Weg zu mir gemacht haben. Ja — ich will warten.“

Er sagte das mit schwerem Atem. Es ging ihm gewiß nahe.

Als Ladenburg gegangen war, feste sich Freiherr von Rothkirch an den Schreibtisch und stützte den Kopf in beide Hände.

„Du gehst dort nicht hin? — Nein!“ stöhnte er dumpf auf. „Ihr gehört dort nicht hin, Wölflins — ihr gehört dort nicht hin.“

Er griff nach dem Telephon und sprach mit seinem Bruder.

„Ich komme also heut noch zu dir hinaus.“

Für den nächsten Vormittag war Herr v. Saar gemeldet. Auf Bronin hatten die Ladenburgischen Baupläne eine größere Umwälzung hervorgerufen, als man anfangs gedacht hatte. Ladenburg hatte doch dem Drängen Erichs nachgegeben und die Bauten stark gegen das Herrenhaus vorgeludt. — Vernünftigerweise!“ jagte er später oft genug. Er hatte auch den Freiherrn auf die Konsequenzen aufmerksam gemacht. Rothkirch war mit allem einverstanden.

„Mit der Ruhe im Schloß ist es nun vorbei“, lautete es im letzten Wochenbericht Saars. Darüber wollte der Freiherr mit ihm konfizieren.

Saar war außer sich vor Freude, endlich einmal nach Berlin zu kommen. Bisher war jeder Versuch gescheitert. Auf seine schwierigen Vorstellungen kam dasselbe gleichmütige Wort Rothkirchs: „Machen Sie es nach bestem Wissen, mein lieber Saar.“ Es war, um aus der Haut zu fahren.

Der gewandte Weltmann mußte stark an sich halten, um seine Freude zu meistern. Monatelang hatte er nach dem Augenblick gesehzt, Susanne Rothkirch wiederzusehen und zu sprechen. Er fühlte sich gerade gegenwärtig in ausgezeichnetester Verfassung, gerade jetzt, wo er seinen Wunsch erfüllt sehen sollte, und sein Schneider hatte ihn tadellos eingekleidet. Er konnte sich vor Susanne sehen lassen.

Als Susi von Saars Kommen hörte, gab es für sie nur den einen Gedanken, dem Direktor aus dem Weg zu gehen. Schon eine Stunde vor seiner Ankunft war sie aus dem Hause gegangen und schlenderte, belästigt von unangenehmen Gedanken, dem Schoßgarten zu. Als sie die Wilmersdorfer Straße kreuzte, war sie dem Hause Ladenburgs nahe. In demselben Augenblick faßte sie den Entschluß, Ilse Ladenburg und mit ihr Lotte Wölflin zu besuchen. Sie traf Ilse nicht an und ging zur Wölflinschen Wohnung hinauf.

Dieser Weg wurde ihr recht schwer. Die Familie Rothkirch hätte wie mit einer Selbstverständlichkeit damit gerechnet, daß Lotte Wölflin, sobald es ginge, nach Bronin kommen würde. Alle waren hart enttäuscht, als Freiherr v. Rothkirch über die ablehnende Antwort berichtete. Sie suchten die Erklärung in Lottes Schmerz um Tante Malchen und wollten warten. Susanne nahm sich vor, jedes drängelnde Wort zu vermeiden, aber Lotte doch offen zu sagen, wie schmerzlich man ihr Nein aufgenommen hatte.

Das Dienstmädchen öffnete zögernd.

„Fräulein Wölflin bedauert sehr, niemand empfangen zu können.“

„Sagen Sie nur meinen Namen, Susanne Rothkirch!“

Lotte kam selbst und bat Susanne einzutreten. Sie war recht blaß geworden, aber ihr Auge blickte klar und ruhig, und in ihrem Wesen war mehr Festigkeit, als Susi erwartet hatte. Lotte nahm, als sie sich in ihrem molligen Stübchen gesetzt hatten, zuerst das Wort.

„Das ist mir immer ein lieber Besuch, wenn du kommst, Susi. Und heute bist du mir doppelt lieb. Dein guter Papa — ich weiß ja doch, daß das nur rührende Fürsorge ist — hat mir ein Engagement bei euch —“

„Lotte, ach pui, wie häßlich du bist! Kenn' das doch bloß nicht Engagement! Du bist Eva doch mehr als eine Erzieherin. Und uns allen bist du eine liebe Freundin, uns Mädels ein richtiger Kamerad. So — das wollte ich nur richtigstellen. Also — nun weiter.“

„Siehst du — ich habe nicht ja sagen können. Es geht nicht, und ich bin auch nicht mehr die Lotte vom vorigen Sommer. Susi, ich würde euch recht enttäuschen.“

— Susanne wollte ihr in die Rede fallen. Aber Lotte fuhr fort:

„Es ist noch mehr — so manches, was man nicht in Worten ausdrücken kann. Nein, nein, Susi — es ist nichts Bestimmtes, etwas ganz Unbestimmtes. Ich möchte weinen — aber ich muß es so sein lassen. Ich kann nicht mit nach Bronin, Susi.“

Susanne war betroffen. Sie hörte hier einen Unterton heraus, der aus dem Bericht des Vaters nicht zu entnehmen gewesen war. Was waren das für dunkle Andeutungen? Sie kam sich der Freundin gegenüber ganz fremd vor. Bögernd erwiderte sie:

„Wir wollen nicht mehr davon sprechen, Lotte, wenigstens heute nicht mehr. Nur ein Wort: Für Papa — an uns denke ich ja erst zuletzt — für Papa wird das schwer zu ertragen sein. Es tut mir so herzlich leid — er hat dich gern gehabt.“

„Ich weiß, Susi, ich weiß das“, sagte Lotte Wölflin sinnend.

„Und nun, Lotte, rate mal, wer dich gräßen läßt!“

„Zuerst rate du einmal dasselbe. Dir wird es leichter fallen, wenn ich dich frage.“

„Dein Herr Bruder? — Erinnert er sich noch der Broniner Landmädels?“

Sie war leicht rot geworden und spielte mit dem Handschuh. Lotte nickte.

„Und nun bist du an der Reihe. Wer ist's?“

Lotte zuckte mit den Achseln.

„Wer kann denn wohl an mich denken?“

„Ein armer, lieber Kerl. Weißt du, Lotte, der Beste von uns allen, Waldemar.“

„Ich danke dir, Susi, und wenn du an ihn schreibst, lege ich einen Gruß mit ein. Das war nett von ihm. Und wie geht es ihm?“

Susanne sah auf den Teppich.

„Sein Lebenslichtchen flackert matt und ängstlich. Und er hofft immer noch. Aber Doktor Maccini, der berühmteste Lungenarzt in Neapel, bei dem Waldemar war, hat uns jede Unklarheit genommen. Mama weiß davon ebenso wenig wie Waldi. Nur mir hat Papa es angedeutet. Den nächsten Sommer wird unser armes Jungchen wohl nicht mehr auf Bronin verleben. Ist das nicht furchtbar grausam? So ein sicheres nahes Ende vor sich haben und sich nicht wehren können?“

Den beiden Mädchen war das Weinen nahe. Susanne koste Lotte um den weichen Hals.

„Liebst, schreib' ihm ein paar freundliche Zeilen. Ach, du weißt es wohl schon selbst — du hast ihm den letzten Sommer so recht heiter gemacht. Immerfort spricht er nur davon, und ich glaube, er würde nur für dich leben, wenn er gesund und stark wäre. Ja — tu ihm das zuliebe. Nur ein paar Zeilen — er wird sich unmenschlich freuen.“

Lotte Wölflin fühlte ein paar ferne Augen schwer auf sich ruhen, und ein Strom brennenden Mitleids fuhr durch ihr Herz.

„Ich werde deinem Bruder schreiben, Susi. Gern werde ich das tun. Uebrigens — der Gruß an dich, das war eigentlich nur der Schlüsselpunkt eines langen Briefes, in dem Erich es nur mit Bronin zu tun hatte. Da im Süden sind wohl die Phantasien zollfrei. Wenn es nach ihm ginge, würde er euch aus dem alten, hübschen Schloß vertreiben und hinter der großen Rotbuche eine neue Gralsburg aufbauen. So schwer mir jetzt mein Herz ist — ich habe doch lachen müssen. Und aufgezeichnet hat er es auch schon. Ich hätte dir fast den ganzen Brief gezeigt, wenn ich's dürfte.“

„Daß mich's lesen, Lotte, ich werde nichts lächerlich finden, ich verspreche dir's.“

„Erst muß ich den Autor um Erlaubnis fragen. Also Geduld!“

Als Susanne Rothkirch nach Hause kam, warf ihr die Mutter einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Das hat dir Saar ordentlich übelgenommen, Kind. Du hast ihn ja offen geschnitten. Ich hätte dir mehr Takt zugetraut.“

Adalbert v. Saar war mit Frau Nataly weitläufig verwandt. Er hatte die sieben oder acht Jahre auf Bronin nicht ungenutzt vorübergehen lassen und dafür gesorgt, daß er bei der Freiin einen festen Stein im Brett hatte. Vom ersten Tage an war seine Taktik: durch das Herz der Mutter zum Ziel! Mit eiserner Konsequenz war er diesem Grundsatz gefolgt.

Susanne, die Herrn v. Saar nie anders als einen Fremden im Dienste ihres Vaters angesehen hatte, zog langsam die langen Lederhandschuhe von den Händen und sah die Mutter lächelnd an.

„Gruß von Lottchen Wölflin, Mutting! Und Saar — Herr v. Saar? — Mein Gott, daran habe ich ja kaum gedacht. Herr v. Saar kommt ja doch nur zu Papa. Mich wird er doch nicht etwa vermisst haben?“

Frau Nataly kannte Susannes Standpunkt und ließ das Thema fallen. Später hörte Susi von Eva, daß Papa Papa Rothkirch und Herr v. Saar hart aneinandergeraten wären. Saar wäre gewiß unschuldig daran. Nur Papa sei wieder in schredlicher Laune. Herr v. Saar wäre dann auch mit einem recht fühlen Gruß gegangen.

In der Tat hatte Saar bei dieser lang ersehnten Konferenz wider Erwarten schlecht abgeschnitten. Der Freiherr war in einem Grade empfindlich, ja nervös, wie seit langen Monaten nicht. Er ging auf keinen der sorgsam ausgebauten und mit aller Vorsicht vorgetragene Gedanken Saars ein, hatte überall nur eine abfällige Kritik oder Gleichgültigkeit als Erwiderung und geriet außer sich, als Saar auf den schlechten Einfluß der neuen Bauten auf die Schloßruhe zu sprechen kam. Da sollte an Ladenburg und Erich Wölflin etwas hängenbleiben.

Der Betriebsleiter war wohl mit schuld an der gespannten Aussprache. Die sieghafte Ruhe, mit der er gekommen war, hatte ihn verlassen, als der alte Diener Friedrich im Bestüblichen das ihm gereichte goldene Trinkgeld schwermütig einsteckte und auf die Frage, ob die gnädige Kellnerin da wäre, kopfschüttelnd antwortete:

„Vor einer Stunde ausgegangen, Herr Direktor.“

„Haben Sie dem gnädigen Fräulein denn nicht noch einmal fest angedeutet, daß ich heute Punkt zehn Uhr komme? Ich habe Ihnen doch geschrieben, Friedrich.“

„Alles besorgt — die Baroness ist doch gegangen.“

Verbittert hatte Saar dem Alten den Pelz hingeworfen und in einer solchen Stimmung sich wohl auch bei Rothkirch im Ton vergriffen.

Saar war außer sich, als er das Rothkirch'sche Haus verließ. Er stürzte in die nächste Weinstube und ließ sich einen schweren Cocktail mischen, den er mit geschlossener Augen hinunterstürzte. Dann steckte er die Hände in die Taschen und ging in dem leeren Gastzimmer erregt auf und ab.

„Ihr werft mir den Handschuh hin?“ knirschte er mit den Zähnen. „Ich nehme ihn auf! Ich werde dich fragen, Alexander Freiherr v. Rothkirch: Wo und wie war das damals an der russischen Grenze, als dich die Kosaken überfielen? Damals, vor sieben, acht Jahren, als du deinen Verstand verlorst? Ich werde dich fragen, wenn die Stunde gekommen ist, Alexander von Rothkirch, und du wirst mir Rede stehen!“

Scheu sah er sich um. Aber der Kellner spülte Gläser und kimmerte sich nicht um ihn.

„Und nun ans Werk, Adalbert! Das Wild hat nur eine spärliche Währte zurückgelassen. Nimm deinen ganzen Witz auf diese winzige Spur!“

Am Nachmittag reiste Adalbert v. Saar nach Bronin zurück, alle Lockungen, mit denen das Sündenbabel an der Spree den Lebemann verfolgte, verjähmend, nachdem er noch im Detektivbureau „Thras“ eine lange Unterredung mit dem Direktor Fergos gehabt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem türkischen Schulleben.

Von Otto Lotthammer (Konstantinopel).

I.

Die türkische Schule, in der ich jetzt als Studienleiter und Lehrer des Deutschen tätig bin, führt den Namen Iktambul Sultanisi. Obgleich sie, wie der Name sagt, eigentlich in Istanbul, dem türkischen Stadtteil beheimatet ist, hat sie jetzt ihr Kriegsheim in Galata aufgeschlagen. In den weitläufigen Gebäuden, die in nächster Nähe der großen Galatastraße liegen, hausten vor dem Kriege französische Priester, die dem Orden der Lazaristen angehörten. Jetzt sind die religiösen Bilder der früheren Bewohner entfernt. Da aber, wo sie fest eingemauert waren, sind sie nur mit Bohrentuch verhüllt, und der türkische Halbmond grüßt den Eintretenden. Hoch über dem Hauptgebäude flattert er an kirchlichen Festtagen und bei den Siegesfeiern der Verbündeten.

Beim Eintritt in die Klasse raucht eine rote Welle empor; vierzig Schüler im roten Fez erheben sich von den Bänken und grüßen stumm, militärisch durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung. Den Fez abzusetzen, gilt ja, wie bekannt, als großer Verstoß gegen die gute Sitte. Sei es nun warm oder kalt, gläube die Sonne, wie jetzt im Juli, unbarmherzig hernieder oder sei sie hinter Wolken verborgen, ob der Schüler über einer Rechenaufgabe brüte, oder über dem Moran träume oder sich bei Spiel und Sport belustige — der Fez klebt fest auf dem Kopf. Gelegentlich wird beim Turnen eine Ausnahme gemacht. Ich selbst schwimme nun mit in dieser roten Welle...

Vierzig Gesichter blicken mich erwartungsvoll an. So eine Klasse spiegelt in Hautfarbe und Gesichtsbildung sämtliche Völkerschaften wider, die im großen osmanischen Reiche leben und verrät oft genug, daß fremde Völker hier durchgezogen und sich gelegentlich mit den Einheimischen vermischt. Vom Kaffeebraun bis zu frischen Milch- und Blutgesichtern fehlt keine Schattierung. Wie sehr aber der Fes die Unterschiede verwischt, erkannte ich mit Bebauern, als ich die Buben einmal abends in den Schlafsalen aufsuchte. Schlafen nämlich dürfen sie ohne Fes. Da sah ich sie nun auch im Schmutz ihrer Haare; dichtes, krauses, dunkles Haar bei den Dunkelhaarigen, schönes, unz Germanen vertrautes blond bei den Hellhäutigen.

Es wird nun Zeit, sich mit den Namen der Schüler vertraut zu machen. Auch ohne Kenntnis des Türkischen läßt sich so etwas mit Hilfe der „direkten Methode“ leicht erfragen. An der Wand hängt ein schlimmer Deldrud. Er zeigt in der Mitte den Sultan, rechts und links von ihm seine beiden Verbündeten: Kaiser Wilhelm und Franz Josef. Ich zeige auf den Sultan und sage: „Der Sultan heißt Muhammed“. Ich bezeichne die kaiserlichen Nachbarn und sage: „Der deutsche Kaiser heißt Wilhelm, der andere Kaiser heißt Franz Josef“. Ich deute auf mich und sage: „Ich heiße D.“ Und nun folgt der Zwang zur Kombination mit der Frage: „Wie heißt du?“ „Ich heiße Abraham.“ Aber, das stimmt doch nicht. Auf der Liste, die ich mir nach den Angaben des türkischen Klassenlehrers angefertigt habe, lese ich nicht Abraham, sondern Dozan Altı. Die direkte Methode fährt wohl leicht zu Mißverständnissen. Versuchen wirs beim Nachbar. Dieselben Hinweise auf das Delbild. Dieselbe Kombinationsfrage: „Wie heißt du?“ „Ich heiße Nissi.“ Wieder stimmt nicht. Mein Verzeichnis sagt: Altmisch Besch. Ich äußere dem Klassenlehrer mein Befremden. Und was kommt zum Vorschein? Die Schüler werden nicht mit ihrem Namen, sondern mit der Nummer gerufen, unter welcher sie im Hauptbuche der Schule geführt werden. Dozan Altı, zu deutsch 96! Altmisch Besch, zu deutsch 65! Und dieses vereinigte Verfahren deshalb, weil Familiennamen in unserem Sinne nicht existieren. Die Dmer, Maedbin, Mustafa, Ibrahim und wie sie sonst heißen mögen, sind immer bis zu vier-, fünf-, sechsmal in der Klasse vertreten. Das Schöne aber ist, daß sich die Schüler untereinander beim Spiel, bei Anfragen, bei Zirkeln selbst mit ihren Nummern bezeichnen. Aus einem deutschen Schulhof würde sich also bei dieser Methode etwa folgendes Zwiegespräch ergeben. „Hallo, 72, komm mal her. 38 hat mich um 5 Spielmarken beschummelt.“ Oder: „Du 1006, du sollst zum Lehrer kommen. Warum? 905 hat dich verpeet.“

In angenehmem Widerspruch zu solcher Nichtachtung der kindlichen Persönlichkeit steht die Tatsache, daß die Schüler vom kleinsten Abeschüßen an immer mit „Ciendi“, „Herr“, angeredet werden. Ein Schüler meldet sich. Der Lehrer fordert ihn auf, zu sprechen: Ciendi? Zur ganzen Klasse gesprochen: „Ciendi, meine Herren, der Herr Direktor hat Euch folgendes mitzuteilen.“ In gewissem Sinne ist der Schüler auch wirklich „der Herr“. Ich forderte einige Schüler auf, das Papier in der Klasse zusammenzulesen. Ein türkischer Lehrer beilte sich mir zu sagen: Einen Augenblick, ich werde sogleich den Diener rufen. Beim Spiel ist ein Ball in den Ästen eines nicht zu hohen Baumes hängen geblieben. Das Spiel wird unterbrochen, bis der Diener kommt; kein Schüler rührt sich, selbst die kleine und — nach deutschen Knabenbegriffen — ansehnliche Mühe des Herunterholens auf sich zu nehmen. Darin zeigt sich noch ein Ueberbleibsel aus jenen vergangenen Zeiten des osmanischen Reiches, da derjenige als besonders vornehm, reich und würdevoll galt, um den herum große Dienerscharen geschäftig waren, aus jenen Zeiten, da man von hohen Würdenträgern berichtet, daß ihre Dienerschaft in die Tausende ginge. Auch in unserer Schule treibt sich eine kleine Heer von Dienern herum, von denen jeder nur ein eng begrenztes Gebiet der Betätigung hat. Einer ist bei Lehrern und Schülern gleichermaßen beliebt. Er steht draußen im Treppenhaus. An einem Ledergurt, der ihm um den Hals hängt, trägt er eine Trommel nach Landsknechtsart. Er schlägt allfänglich einen kräftigen, anhaltenden Wirbel zum Zeichen, daß die Stunde zu Ende ist. Als das Schuljahr zu Ende ging, hat er seine Schlegel zum letzten Male gerührt. Ein herberer Trommelton hat ihn gerufen. „Die Trommel schlug zum Streite.“ Nun steht er im Granatfeuer in den Schluchten bei Gallipoli und hält so gut wie irgend einer die Wacht an den Dardanellen.

II.

„Zmtahan!“ Es liegt etwas Drohendes, Hartes, Unabwendbares, Unheimliches, Schicksalsschweres in dem Klang dieses türkischen Wortes. Es könnte das Feldgeschrei eines kriegerischen Volkstammes sein, mit dem man gegen die Bollwerke des Feindes anrückt. Und in der Tat, wen es angeht, den treibt es zu besondern Kraftanstrengungen, dem wunden Lorbeer des Sieges oder Fesseln der Schmach.

Zmtahan! Mit diesem Worte bezeichnet der Türke die Prüfungen am Ende des Schuljahres. Wie mild und veröhnlich klingt unser Wort „Prüfung“ im Vergleich mit „Zmtahan“! Und dem entspricht auch die Art und Weise, mit welcher die Prüfungen bei uns und in der Türkei gehandhabt werden. Wahrheit beneidenswert wirkt das Los der deutschen Schüler, die die Leidenszeit der Prüfung doch höchstens für die Dauer einer Woche ertragen müssen, gegen das harte Geschick und die Schulmeister-tüde, die hinter dem Wort „Zmtahan“ lauern! Fast volle zwei

Monate währt hier an den Gestaden des Bosporus die Prüfungsfolter. Und wie gründlich und umständlich wird da jedes Schülergehirn, jedes Schülerwissen durchgeschüttelt! Ein Erlaß des Ministeriums hat den Beginn der Prüfungen bekannt gegeben und ein geschäftiges Treiben entfaltet sich nun in den Schulgebäuden. Fast die Hälfte aller Klassenzimmer wird ausgeräumt und gereinigt und zu Prüfungsräumen umgestaltet. Vor einem der Zimmer hat sich die zu prüfende Klasse eingefunden, und bald erhebt sich auch mit wichtigen Mienen die „Prüfungskommission“. Es sind dies: der Klassenlehrer, die beiden Direktoren der Schule, und noch zwei bis drei fremde Herren. Diese Fremden sind Lehrer anderer Schulen, die die Prüfungen nicht allein überwachen, sondern auch selbst Fragen stellen. Die Tischkloche im Examenzimmer tritt in Tätigkeit: in der Reihenfolge ihrer Nummern — denn mit ihrer Hauptbuchnummer, nicht mit dem Namen werden sie gerufen — erscheinen die Schüler einzeln vor dem Hochgericht. Das Fragefieb wird tüchtig geschüttelt und geht zwischen Klassenlehrer und Beisitzern hin und her. Wohl dem Schüler, der ein sicheres Gedächtnis hat! Das dem betreffenden Unterricht zu Grunde liegende Lehrbuch liegt aufgeschlagen vor den Lehrern und wird Satz für Satz und Abschnitt für Abschnitt abgefragt. Wer könnte im Morgenland die ermüdende Langweiligkeit solcher Fragerei ohne Zigaretten und Kaffee überwinden? Freundlich fringeln sich die Rauchwölkchen über den Häuptern der Wissenden und Unwissenden, und von Zeit zu Zeit erscheint ein „Kawestchi“, der Kaffeetoch der Schule, und reicht in kleinen Schalen einen stärkenden Schluck. Nach 5—10 Minuten tritt der Prüfling ab. Der „hohe Rat“, wohlgerne auch die fremden Beisitzer, stellt den Erfolg oder Mißerfolg durch eine Zensur zwischen 1 und 10 fest, wobei 10 die beste Leistung bezeichnet. Davon ist abhängig, ob der Schüler verfest wird oder nicht.

Während vieler Wochen werden auf diese Art die Schüler einzeln in sämtlichen Fächern geprüft. Zmtahan! Die Haupt- und Staatsaktion des Jahres! Ein richtiges Gefühl aber sagt dem türkischen Schulmeister, daß solche Examenhärte gemildert werden, daß neben der Rute auch der Apfel liegen müsse. Darum folgt auf jeden Prüfungs- ein Ruhetag! Fast alle türkischen Schulen sind Internate. Kein Wunder darum, daß der Koch es übernimmt, die Sorgenstirn und die Unmutfalteln bei Lehrern und Schülern glatt zu streichen. So gut habe ich selten in meinem Leben gegessen, wie zur Zeit des „Zmtahan“, und es ist in der Tat so, daß sich die Schulen an Gaumenenüssen zu überbieten suchen. Würde mir die Aufgabe zuteil, ein Sinnbild der türkischen Schule zu schaffen, ich würde eine humorvolle Statue formen, ähnlich der des antiken Januslophos, aber so, daß nach der Seite der Vergangenheit ein Schulmeister blickt mit gleichgültigen, lässigen Zügen, nach der Seite der Zukunft aber das glänzende, wohlwollende Gesicht des Küchenmeisters der Stambul-Sultanie. . . Sicherlich ist ein Einschlag von Weltfreude und gesundem Wirklichkeitsstimm in die Strenge des heutigen Schulsystems für die türkische Schule der Weg der zukünftigen Entwicklung.

Die Zugstraßen der Störche.

Die deutschen Storchmarkierungen, die von dem Leiter der Vogelwarte Rossitten, Prof. Thienemann, eingeführt sind, haben in den letzten Jahren eine Reihe von wertvollen Ergebnissen erzielt, über die A. Wesenmüller in den letzten Hefen der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift zusammenfassend berichtet. Die Aluminiumringe, die von der Vogelwarte ausgegeben wurden und die mit genauer Bezeichnung des Datums und Ortes des Aufstieges gefangenen Störche auf den Fuß gestreift wurden, sind in beträchtlicher Zahl nach der Erlegung des Tieres zurückgekehrt worden, und die Fundstellen, die an den verschiedensten Punkten der Landkarte von Europa und Afrika eingetragen werden konnten, geben wichtige Aufschlüsse über die Zugstraßen und Flugweite der Störche. Selbst Eingeborene aus Afrika sind an der Ablieferung der Ringe mitbeteiligt. Das Ergebnis dieser Beobachtungen ist, daß die Zugstraßen innerhalb Europas zwei völlig verschiedene Hauptrichtungen zeigen, eine südöstliche und eine südwestliche, von denen jede aus einem System von Einzelstraßen für die verschiedenen Reviergruppen zu bestehen scheint. In diesem Bahnsystem, das den von Spanien über die Alpen bis zum Balkan sich erstreckenden Gebirgsbogen umgibt und in die von Seen, Sümpfen und Flüssen durchzogenen Tieflandsgebiete Afrikas ausstrahlt, zeigt sich die Bedeutung von Höhenzügen, Strahlentien und größeren Wasserlinien für die Wegwahl als ein durch die Jahrtausende wirkender Faktor. Die Grenzschiede zwischen den beiden Richtungen in Deutschland, die von Professor Thienemann in der Weser angenommen wurde, ist noch nicht sicher festgestellt. Für die südwestliche Richtung liegen über Spanien hinaus noch keine Meldungen von gefundenen Markierungen vor. Man kann jedoch nach anderen Mitteilungen annehmen, daß diese Linien zum Teil an der Atlantischen Küste hin weiter nach Westafrika führen, zum Teil auch über Gibraltar oder anderen Küstengegenden Südpansiens über das Mittelmeer hin sich im nördlichen Afrika verlieren. Man hat über die Meerenge von Gibraltar gewaltige Schwärme von Störchen ziehen sehen. Bis nach Südwestafrika ist der europäische Storch gekommen, der hier frühestens Anfang Dezember und zuletzt im Februar gesehen wurde. Ueber die südöstlich wandernden Störche sind Meldungen über Funde von

Ringen bis 100 Kilometer vor der Südküste von Afrika erstattet. Die Fahrt geht zunächst an der Donau entlang zum Schwarzen Meer und über den Bosporus, dann an der kleinasiatischen Küste weiter nach Syrien und Palästina, wobei schon vorher manche Schwärme in gerader Richtung auf das Nildelta zu abzuweichen, und vom Nil aus führen die nun wieder vereinten Bahnen mit Abzweigungen nach Osten und Westen stromaufwärts. Weiterhin liegen Hundstellen auf der Uferweinsel im Viktorianianja; noch südlicher folgen solche von Morogoro (westlich vom Dar-es-Salam) und bei Fort Jameson (westlich vom Njassasee), und fern im Süden häufen sie sich wieder, so daß Transvaal und Natal bis zum Basutoland als die Hauptwinterquartiere dieser Störche zu erkennen sind. Der südlichste Findling war ein Storch, der im Juli 1910 bei Fogeln bei Gritten in Ostpreußen gezeichnet und ein Jahr später im Kapland in der Gegend von East-London gefunden wurde. Eine weitere Frage, ob die Störche bei ihrer Rückkehr aus den Winterquartieren auch in ihre besondere Geburtsheimat, teilweise sogar ins alte Nest zurückfinden, erzählt durch die Markierungen eine neue Beleuchtung. Es ist zwar noch kein einziges Beispiel nachgewiesen, daß ein markiertes Tier nach seiner Wanderfahrt das alte Nest wieder in Besitz genommen hätte. Wohl aber zeigten die Feststellungen, daß der Storch meistens in den alten Heimatgauen zurückkehrt. Vielleicht vermischt er auch, das Nest, in dem er aufwuchs, zu gewinnen, aber durch die Markierung konnte dies noch nicht festgestellt werden, da es sich bei der Markierung in der Regel um junge Störche handelt, die bei der Rückkehr von den älteren vom Neste weggebissen werden und weiterziehen müssen. Am wenigsten wird unter Störchen seiner engeren Heimat in der Periode des Bruttriebes entfremdet. Einjährige Störche und „Jungstörche“ oder „Neststörche“, die nicht horten, werden dagegen häufiger in größerer oder geringerer Entfernung von der ursprünglichen Heimat aufgefunden. Einjährige Störche, die noch ohne Nistforgen sind, „hummeln“ auch wohl noch den Sommer über in Afrika umher. Dagegen haltet der eigentliche Brutvogel unbedingte an der Scholle. So ergibt es sich, daß sich der Storchbestand einer Gegend vorwiegend aus den in ihr erbrüteten Jungen zusammensetzt.

Vermischtes.

* Bilder hinter der französischen Front. Eine Anzahl Ausschnitte aus dem Leben und der Landschaft hinter der französischen Front, aus jenem Frankreich, das von Zivilisten, Verwundeten, Umläufern, Frauen und Kindern bewohnt ist und in dessen Mittelpunkt Paris steht, werden von dem englischen Schriftsteller G. Ward Price in der „Daily Mail“ wiedergegeben: „Oft sind es kleine, geräuschlose Ereignisse und Bilder, die den Hauch des Krieges röhlich sichtbar machen. Auf einem kleinen Bahnhof, einige Kilometer vor Paris, sah ich eine Gruppe französischer Verwundeter, die, auf der Reise von Vauxcelles in ein Erholungsheim, Rast hielten. Einige hatten den Arm in der Binde und im Gesicht noch den braunen Ton vom Leben im Freien, andere — Schwerverwundete — waren bleich und von unsicherer Haltung. Ein rauer Unteroffizier, eine Lunte in der Hand, rief die einzelnen Namen aus, und die Gerufenen erhoben sich von den Bänken des Wartesaales. „Gagot!“ rief der Unteroffizier. „Hier,“ antwortete ein Mann und blieb ruhig hinter dem Tisch sitzen. „Stehen Sie auf, Mann!“ rief der Unteroffizier. „Aber...“ wollte der Soldat entgegen. Doch der Unteroffizier heftiger: „Stehen Sie auf!“ Da stieg der Mann eine Hand auf die Tischplatte, die andere lehnte er schwer auf die Schulter des neben ihm sitzenden Kameraden. Dann streckte er die Arme mit einer Krampfanstrengung, so daß sein Körper sich erhob — und man sah, daß er keine Beine hatte. Der Unteroffizier richtete sich unwillkürlich strammer auf. „Entschuldigen Sie,“ murmelte er: „ich wußte nicht...“ Ein anderes Bild: In den Gartenanlagen der Champs Elysees. Die hübschen Kinder, die wie große Puppen gekleidet sind, spielen auch in diesem Jahr Ball und Dachsen zwischen den bunten Blumen. Ihr Lachen tönt hell wie sonst, und man könnte meinen, daß es nichts gibt, was sie an den Krieg zu gemahnen vermöchte. Doch manchmal, wenn die Kinder atmeholend ihr Spiel unterbrechen, blicken sie auf die Stühle und Bänke ringsum — und dann müssen auch ihre jungen Seelen erfahren, daß es Krieg gibt. Denn in den Reihen der Mütter, die sie bewachen, sehen die Kinder viele traurige, schwarze Kleider, und manche Mutter hat ein rotgeweintes Gesicht... Draußen auf dem Lande kann man beobachten, daß der Zug der Touristen nach den früheren Schlachtfeldern bereits begonnen hat. Man bestiegt in Paris den Zug, der nach Meaux fährt; und dort angelangt, erwirkt man sich von dem Stationsoffizier die Erlaubnis, die Gegend zu durchstreifen. Und man fährt im Wagen durch die Täler und Felder, die vor einem Jahre der Schauplatz von Schlachten waren. Und bald sieht man die Erinnerungsschilder: es sind die zahllosen Kreuze, die auf den Feldern aufragen. Weiße Kreuze bezeichnen die Gräber der Franzosen, schwarze stehen ernst und reglos auf den Stellen, wo ein gefallener Deutscher ruht. Und man erblickt Dämer, die von Schrapnell getroffen wurden, und Brücken, die zerstört an beiden Seiten der Ufer liegen. Ein Gasthaus am Weiraat trägt ein Schild mit der Aufschrift: „Gasthof zur Granate“. Sicherlich werden

die Touristen, die nach Jahren diese Gegend besuchen, sich nicht vergegenwärtigen können, daß der Krieg hier herrschte; eifertig ist die Natur bemüht, die Schäden wieder gut zu machen, die ihre ungehorsamen Kinder verursacht haben.“

* Kann man eine heraufausende Granate hören? Während vom Infanteriegeschöß behauptet wird, daß man das todringende Geschöß selbst nicht hört, so wird von den Granaten gesagt — wenigstens von einem Teil der Kriegsteilnehmer wird es behauptet, während ein anderer dem widerspricht — daß man sich vor einer heraufausenden Granate noch hinwerfen kann, sie also herankommen hört. Zunächst ist man, wie Dr. W. Melneck im neuesten Heft der „Monatsschrift für den naturwissenschaftlichen Unterricht“ ausführt, geneigt, die Möglichkeit der letzteren Behauptung zu verneinen, da ja die Geschwindigkeiten der modernen Geschosse die Schallgeschwindigkeit von 330 Meter in der Sekunde bedeutend übertreffen. Aber genauere Untersuchungen lassen erkennen, daß die Anfangsgeschwindigkeiten allerdings die Schallgeschwindigkeit übertreffen, daß aber der Luftwiderstand die Geschwindigkeit des Geschosses auf Werte unter 330 Meter in der Sekunde herabdrücken kann. So könnte man auch ein Infanteriegeschöß vorher hören, wenn der Schuß genügend weit entfernt wäre, nämlich 2 Km. z. B. bei Gewehr M. 98. Die Zeit, die der

Schall gebraucht, d. h. $\frac{2000}{330} = 6,09$ Sekunden, ist kleiner als die Flugzeit von 6,57 Sekunden, aber „die Zeitdifferenz ist sehr knapp.“ Wesentlich anders liegt die Sache bei der Granate Kaliber 8,8 Ztm. Fünf Sekunden nach dem Abschuss ist das fliegende Geschöß der Schallwelle des Abschusses voraus. Nach 10 Sekunden hat aber die Schallwelle die Granate überholt. Nach 18 Sekunden trifft die Schallwelle am Ziel ein, es bleiben also 12 Sekunden bis zum Einschlag. Von der 18. bis zur 30. Sekunde hört man mithin die Granate herankommen. Es kann freilich auch eintreten, daß das fliegende Geschöß auch Schallwelle ist, daß mithin die Schallwellen des Abschusses überholt werden können von Schallwellen von irgend einem Punkte der Flugbahn. Jedenfalls dürfte diesen Untersuchungen neben dem theoretisch sehr interessanten Ergebnis auch ein praktischer Wert nicht abgesprochen werden.

Büchertisch.

— Unsere Unterseeboote, geschichtliche Entwicklung und Wirkung dieser modernen Waffe von Prof. Dr. Franz Schulte, Direktor der Navigationsschule in Lübeck. Mit Kartenstiche und 28 Abbildungen. (Verlag von Max Brunnemann, Rastatt). — In diesem Buche behandelt der durch seine Vorträge im Flottenverein bekannte Verfasser das heute meist interessierende Thema ausführlicher. Es zerfällt in folgende Abschnitte: „Rund um England“, „Von der Wime zum Unterseeboot“, „Entwicklung der Unterseeboote“, „Die neue deutsche Waffe“, „Verlustliste der englischen Flotte“. — Das fünfte Heft des „Burgwart“, Zeitung für Wehrbau, Wohnbau und Städtebau (Burgwart-Verlag, Berlin-Grünwald) ist soeben erschienen: wie alle „Burgwart“-Hefte seit Ausbruch des Krieges beschäftigt es sich mit den weltbewegenden Ereignissen des Tages. Heft 5 bringt zum Todestage des Erzherzogs Franz Ferdinand eine vorzügliche Arbeit des Innsbrucker Dr. Kadinger über Schloß Ambras (Ambras), die alte erzherzogliche Burg bei Innsbruck, die Franz Ferdinand als Sommerfrisch ausersuchen hatte und wiederherstellen ließ, als ihn der Mord erreichte. Eine andere wertvolle Arbeit aus der Feder des bekannten Kenners vor-orientalischer Kunst Dr. Diez behandelt die Burgen in den Gebieten der heutigen Kämpfe unseres türkischen Bundesgenossen mit englischen, französischen und russischen Häubern. Der „Burgwart“ bringt dazu künstlerisch schöne Bilder.

Zitatenrätsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand Mit einem teuren, vielgeliebten Sohn . . .
2. Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.
3. Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen Wangen.
4. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit Klingt ein Lied mir immerdar . . .
5. Wenn Mädchen sechzehn Jahre zählen, So werden sie schon selber klug.
6. Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke.
7. Dein Urteil kann sich irren, nicht mein Herz.
8. O, hat der Himmel keine Engel mehr?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

B
R o m a
S e l i m i a
B o l i v i a
D a v i d
C i s
a